

L: Spr 3, 13-20

Ev: Lk 19, 12-26

EIN ANREGENDES MINENSPIEL

Wenigstens in Wien und Niederösterreich wird der Hl. Leopold unangefochten als Landespatron gefeiert. Eigentlich haben wir auch in Oberösterreich seinerzeit am Leopolditag immer schulfrei gehabt, denn per habsburgischer und später staatlicher Verordnung wurde dieser Heilige auch den Oberösterreichern als Landespatron verordnet. Erst heute habe ich gelesen, dass sich das an der Basis nur schwer durchgesetzt hat, weil in OÖ der Hl. Florian immer der populärere Heilige war. Doch das sei hier nur nebenher vermerkt.

Sowohl der Hl. Leopold als auch der Hl. Florian haben in Zeiten gelebt, in denen sehr vieles noch ganz anders war. Vor allem lebten beide in Zeiten, da praktisch alle Welt irgendwie religiös war. Doch Zeiten und Umstände, die Art zu leben und viele Probleme haben sich seither geändert. Deshalb ist es doch faszinierend, dass ein Text, der noch älter als diese Heiligen ist, immer noch unverändert aktuell ist. Zwar enthält auch dieser Text eine kleine Anspielung auf ein zeitbedingtes Ereignis - die Sache mit dem König, der trotz des Einspruches der Gesandtschaft als König eingesetzt wird-, aber der eigentliche Sinn des Textes ist von bleibender Bedeutung.

Das Gleichnis spricht von der Zeit, in der die Jünger nach der Himmelfahrt Jesu auf dessen Wiederkunft warten. Diese Zeit ist keine Zeit der Untätigkeit. Vielmehr werden allen Geldbeträge anvertraut, um damit zu wirtschaften. Dann geht der König weg und überlässt den Dienern alles Weitere. Es gibt keine Zielvorgaben, die zu erreichen sind. Alle sind frei in ihren Handlungen und dürfen ihre Kreativität spielen lassen. Eine Mine ist kein so großer Betrag wie etwa ein Talent (vgl. Lukasevangelium), entspricht aber doch dem Lohn von drei bis vier Monaten Arbeit.

Der König, der zurückkommt, will sehen, was die Diener aus dem Geld gemacht haben. Der eine hat es verzehnfacht, der andere verfünffacht, aber egal, wieviel sie daraus gemacht haben, Hauptsache, sie haben es eingesetzt.

In der alten Übersetzung lautete die Antwort des ersten Dieners: „Herr, ich habe mit deiner Mine zehn Minen erwirtschaftet.“ Das ist so nicht ganz richtig. In der neuen Übersetzung wird der Originaltext richtig wiedergegeben: „Herr, deine Mine hat zehn Minen eingebracht.“ Genauso ist bei dem, der die fünf Minen präsentiert. Es scheint, wie wenn die Mine das von selbst getan hat. Dabei scheint mir ein Beiklang des Staunens der Diener herauszuhören zu sein. Sie selber staunen, dass die Vermehrung geschehen ist. Sie reden gar nicht von eigener Leistung. Offenkundig lag das Potential in der Mine. Sie musste nur eingesetzt werden.

Was das letzten Endes bedeutet, kann man besser verstehen, wenn man dann hört, was der dritte Diener präsentieren kann: „Herr, sieh deine Mine...“ und er beschreibt, was er damit getan hatte: „Ich habe es in einem Schweißstuch aufbewahrt.“ In dieser Antwort liegt eine traurige Komik. Der Begriff, der hier mit Schweißstuch wiedergegeben wird (was durchaus korrekt ist), bedeutet zugleich auch „Leichentuch“. Besser wäre gewesen, er hätte das Tuch wirklich als Schweißstuch verwendet, um sich bei seiner Arbeit abzutrocknen. Aber dazu hat er es nicht gebraucht. Die Mine wurde wie eine Leiche verborgen und konnte ihr Potential nicht entfalten.

Die Begründung folgt wie eine Entschuldigung: „Ich hatte Angst vor dir, weil du ein strenger Mann bist: Du hebst ab, was du nicht eingezahlt hast, du erntest, was du nicht gesät hast.“ In dieser Antwort wird ein völlig falsches Bild des Königs vorgebracht. Er hatte doch sein Geld hergegeben, er hat eingezahlt bzw. ausgesät. Der „faule“ Diener aber beschreibt einen Räubernomaden - solche gab es damals wirklich. Diese haben Bauern überfallen, und deren Ernten gestohlen.

Der König, der diese Antwort ironisch aufgreift, bestätigt und widerlegt den Diener zugleich. Denn in dieser Antwort scheint ja wirklich Ärger durchzuklingen. Aber anders als im Matthäusevangelium folgt kein Hinauswurf

des Dieners, sondern nur die Bestätigung seiner Entscheidung. Das Geld, das er nicht eingesetzt und nicht gebraucht hat, das er also niemals angenommen, sondern nur für den König aufbewahrt hat, wird ihm genommen, und indem es dem gegeben wird, der schon zehn Minen hat, wird deutlich, dass der König das Geld gar nicht für sich wollte.

Dieses Evangelium sagt uns etwas über das Leben, das jedem von Gott gegeben ist. Es ist eine Gabe, die eingesetzt werden soll, mit offenem Ergebnis. Da gibt es keine Zielvorgabe, nur die eine: Wage es, setze es ein. Es soll und darf etwas Neues daraus werden. Es ist ein sehr deutliches Wort gegen jene, die alles, was Gott gegeben hat, nur bewahren wollen. Es ist ein Wort, das alle aufwecken soll, die meinen, es dürfe sich nie etwas ändern. Der Jünger soll deshalb keine konservativen Wege gehen.

Das Evangelium macht auch deutlich, dass falsche, angstmachende Vorstellungen vom König – also eigentlich von Gott – lähmend sein können. Wer aus Angst, etwas falsch zu machen, lieber im Bett bleibt, aus dessen Leben kann nichts werden, das Leben kann nicht zur Erfüllung kommen. Besser ist es, Fehler zu riskieren, hinzufallen, sich eine blutige Nase zu holen, auch einmal falsch abzubiegen und Erfahrungen zu sammeln, als das Leben nie probiert zu haben. Besser über Grenzen zu gehen, als immer zu Hause zu bleiben. Besser ein Sünder zu sein, der umkehren musste, als ein scheinbar Gerechter, der keine Umkehr nötig zu haben scheint.

Wer sich auch in seinen Grenzen, Schwächen und Fehlern, aber auch mit seinen Gaben angenommen hat, dem wird gegeben, wer aber sein Leben nicht ergreift und riskiert, dessen Leben verkümmert, am Ende bleibt auch von der anvertrauten Mine nichts.

Wenn aber die Vorstellung von Gott, dem strengen Mann, endlich verdunstet ist und dem Bild des Gottes, der das Leben will, weicht, dann wächst auch der Mut, das Leben zu leben, das er geschenkt hat und sich daran zu freuen, wenn es sich entfalten kann. Diese Entfaltung des Lebens ist dann für alle das staunenswerte Wunder: Für den König, der sehen will, was die Diener erwirtschaftet haben, aber auch für den Diener, der staunt, was aus der Mine geworden ist.

P. Dr. Clemens Pilar COp